

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 28 (1924-1925)
Heft: 1

Artikel: Schweizerische Volkskunst
Autor: Lehmann, Hans
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-661313>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.03.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das Weib.

Von Sado, Herrliberg.

-
- „Du hast kürzlich ihre Gesellschaft genossen, — wie fandest Du sie?“
- „Zu still, — sie langweilt mich.“
- „Sie trägt ein tiefes Leid.“
- „Wieso?“
- „Ihr Mann starb vor zwei Monaten.“
- „Sie trägt keine Trauer um ihn.“
- „Sie trägt ihre Trauer im Herzen.“
- „Trauer kann keine Farbe sehn und sie geht in farbigen Kleidern.“
- „Wahres Leid denkt nicht ans Kleid.“
- „Sie vermochte zu meinen Späßen zu lächeln.“
- „Sie ist ein Weib, das sich um der andern willen zu überwinden weiß.“
- „Bah! — Du überschätzt sie, — sie ist eben doch nur ein Weib.“
- „Sie ist tot.“
- „Waas —?“
- „Ja. — Hier ist die Anzeige.“
- „Wie ist das möglich? — woran starb sie?“
- „An gebrochenem Herzen. — Sie war eben doch ein echtes Weib.“

Schweizerische Volkskunst.

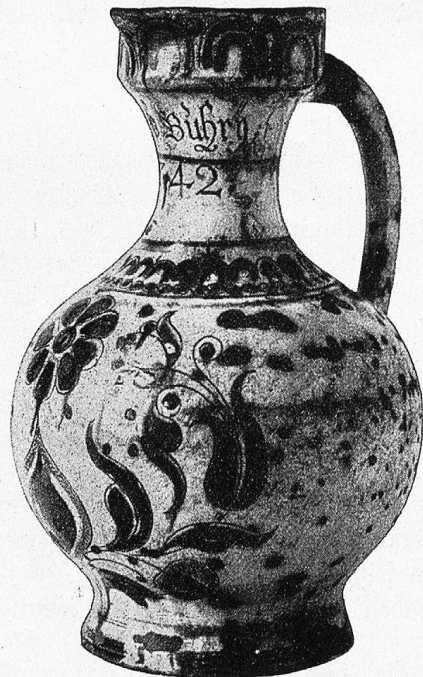
Von Prof. Dr. Hans Lehmann.

Wo auf engbegrenztem Gebiete Absplitterungen von drei großen Kulturvölkern mit den Resten eines vierten zusammenwohnen, und wo das Land aus sanften Tälern mit mildem, ja südlichem Klima ansteigt zu wildester Hochgebirgsmajestät mit ewigem Firnschnee, da muß auch die kulturelle und künstlerische Entwicklung seiner Einwohner ihre besonderen Wege gehen und eine Vielgestaltigkeit aufweisen, wie sie sich da nicht bilden kann, wo Land und Volk ein einheitliches Gepräge tragen. Und das trifft für die Schweiz auch zu. Dem Reisenden kann nicht entgehen, auf wie kurze Strecken die Sprachen wechseln und innerhalb der Sprachgebiete

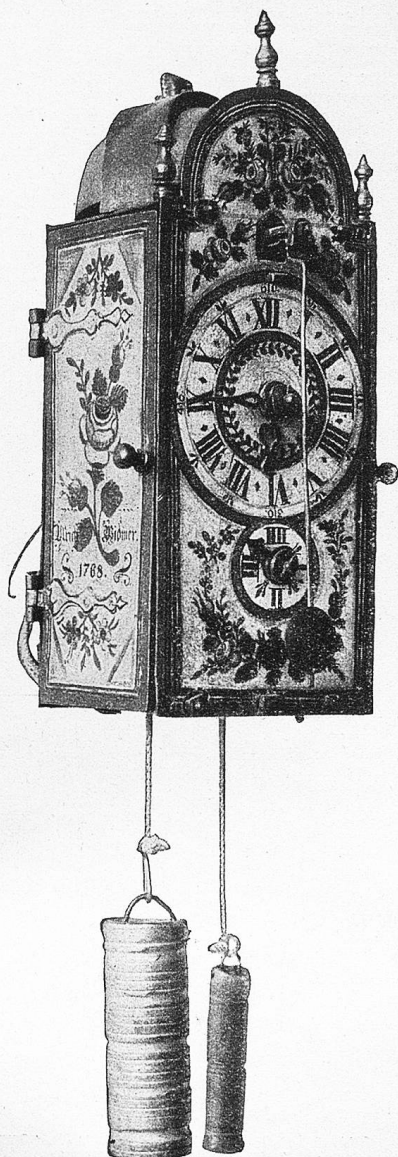
die Mundarten. Ebenso aber wird ihm, sobald er von den großen Verkehrsadern mit ihren unvölkischen, aus ähnlichen Bedürfnissen nach gemeinsamen Vorbildern entstandenen Bauten in die vom internationalen Verkehr weniger berührten Gegenden abschweift, auffallen, wie mannigfaltig und grundverschieden die Bauweisen sind. Denn nicht nur gelangen die Besonderheiten der Volksstämme, deren Teile die heutige Schweiz bewohnen, bei den ihnen im großen und ganzen eigenen Bauarten zum Ausdruck; Klima, Material und Abgeschlossenheit drücken auch innerhalb derselben wieder den einzelnen Talchaften



Zuckerbüchse aus Langnauer Fabence.



Genfelfrug aus Langnauer Fabence, 1742.



Kleine Toggenburger Uhr, 1786.

und Bergländen den Stempel ihrer besonderen Bedürfnisse auf.

Wie die Bauten selbst, so bringt auch ihr Schmuck in Technik und Formgebung überall völkische Eigenart zu künstlerischem Ausdruck. Da kann es nicht befremden, wenn die Menschen in ihrer Bekleidung ebenso verschiedene und eigene Wege gingen. Wer jedoch heute aus der Mannigfaltigkeit der ländlichen Trachten den Schluß ziehen wollte, man begegne ihnen noch auf Weg und Steg, der würde irgehen, da, wie in anderen Ländern, nur kleine Teile der Landbevölkerung bei besonderen Anlässen im Trachtenschmuck erscheinen.

Die Verschiedenheit in der nationalen Zusammensetzung des Schweizer Volkes und die Mannigfaltigkeit der durch die Beschaffenheit des

Hölzerner Riemenhalter mit Eisen- u. Messingauflagen.
Aus dem St. Bern.

Landes bedingten Lebensweise mußten auch im Hausrate ihren Ausdruck finden. In der bürgerlichen Wohnung der Städte richtete man sich von jeher ein wie in den angrenzenden Gebieten der stammverwandten Nachbarvölker. Infolgedessen ist es nur dem geübten Auge möglich, in der Deutsch sprechenden Schweiz besondere einheimische Eigenarten des Mobiliars zu erkennen, die es vom süddeutschen, vom Elsaß bis zum Fürstentum Liechtenstein unterscheiden. Von den zahlreichen Tälern Graubündens weisen die Deutsch sprechenden im allgemeinen auch die deutsche Eigenart auf. Das Engadin unterscheidet sich kaum von den unteren Teilen des Inn- und Tals, ebensowenig wie das Ruschland und das Bergell von den benachbarten oberitalienischen Grenzgebieten. Für die Westschweiz war ebensofehr das angrenzende Burgund maßgebend, das seinen Einfluß bis in das Französisch sprechende Unterwallis erstreckte, wie für den Kanton Tessin die ihn umschließende Lombardei. Es ist

klar, daß auch innerhalb unseres Landes eine Beeinflussung der Eigenarten der großen Kulturvölker, soweit sie sich auf die ihrer Kultur enge verwandten Bestände unseres Volkes übertrugen, nicht ausbleiben konnte. So entwickelten sich zufolge des engen staatlichen Zusammenhanges und des dadurch bedingten regen Verkehrs Mischformen in Technik und Verzierung heraus, die es nicht schwer machen, die Ursprungsgegend von Erzeugnissen des Handwerkes zu erkennen. Für das Mobiliar des Bürgerhauses kam dazu noch, daß seine Angehörigen in fremden Ländern Kriegsdienste ausübten und

in einem Bergtale des Kantons Bern der bäuerliche Hausrat beinahe die gleichen Verzierungsformen aufweist wie der in Küstentändern an der Ostsee, und daß in abgelegenen Dörfern das Hafnergeschirr mit genau den gleichen Motiven geschmückt wurde wie in fernen Orten des Auslandes. Nur besondere Wünsche der Besteller oder die Ablehnung solcher eingeführter Kunstformen durch die Bevölkerung zugunsten der altergebrachten bodenständigen konnten in solchen Fällen verhindern, daß einheimische Eigenart völlig verlorenging. Unter solchen Umständen verstehen wir es auch, wenn die Erzeugnisse des-



Teller aus Heimberger Faience, 1791.



Winterthurer Wappentafel, 1677.

dann oft solches nach Hause mitbrachten. So erklärt es sich leicht, wenn in unserem Lande Möbel in rein französischen oder holländischen Stilformen nicht selten sind. Fremden Einfluß brachten aber auch die Zustände im Handwerk. Solange den Gesellen eine mehrjährige Wanderzeit vorgeschrieben war und Gesellen- und Meisterbriefe innerhalb der Deutsch sprechenden Lande ohne Rücksicht auf die staatlichen Grenzen als für das Handwerk bindend anerkannt wurden, war die gegenseitige Beeinflussung bodenständiger Formen von Land zu Land nicht zu vermeiden. So sehen wir auch, daß Verzierungsmotive und technische Eigenarten mit den Individuen wandern und an entfernten Orten als Fremdlinge sogar einheimische Art zu verdrängen vermögen. Denn nur auf diese Weise erklärt es sich, daß während eines Menschenalters

jenigen Kunsthandwerkes das stärkste nationale Gepräge tragen, bei dem die individuellen Wünsche der Käufer zur Geltung kamen: das waren die Glasgemälde. In keinem anderen Lande wurden sie seit dem Anfange des 16. Jahrhunderts in so großer Zahl hergestellt, weil in keinem ihre gegenseitige Schenkung zur Volkssitte geworden war, an der sich Stadt und Land beteiligten. Hier allein wurde die deutsche Schweiz zur Lehrmeisterin der Nachbarstaaten.

Daneben aber erhielten sich namentlich in den Berglanden alte Techniken fast unverändert durch die Jahrhunderte weiter, die in Ländern, welche dem Verkehr keine Schranken setzten, schon viel früher verdrängt wurden. Dahin gehört der Kerbschnitt. Auf die Höhe künstlerischer Wirkung, wie im Norden, brachte er es in den Berggegenden Graubündens und des Wallis

jedoch nie, aus dem einfachen Grunde, weil es nicht die geschicktesten Meister waren, die sich seiner zum Schmucke des Mobiliars für die Angehörigen der höchsten Stände bedienten, sondern einfache Handwerker für bescheidene Ansprüche. Ja, es dürften sich darin sogar kunstsinige Bergleute versucht haben, um in den langen Wintermonaten, während deren die Schneelasten die Menschen auf Wochen in ihre Häuser bannten, geeigneten Hausrat damit zu verzieren. Darum trägt dieser

Schmuck auch den Charakter des Zufälligen, oft Unzulänglichen neben Erzeugnissen von großer Meisterschaft. Eine künstlerische Weiterentwicklung erfuhr er, soweit sich dies verfolgen läßt, dagegen nicht; und wenn er auch heute noch geübt wird, so sieht man ihm doch an, daß er mehr zum Zeitvertreib dient, als daß mit ihm eine höhere künstlerische Wirkung beabsichtigt würde.

Diese die freie Bewegung im Verkehr hem-



Von links nach rechts: St.-Catharina-Becher von 1722. — Bemalte Wasserflasche mit dem Berner Wappen von 1740. — Ostschweizerisches Trinkglas mit bunter Malerei von 1705.

menden Wintermonate ließen in den Berglanden auch die Nadelarbeiten der Frauen zu einer Blüte gelangen, wie sie nur volle, ungestörte Hingabe Wochen und Monate hindurch zeitigt. Sie schmückten nicht nur Tisch, Wand und Bett, sondern ließen auch in den Truhen einen so großen Vorrat von in den verschiedensten Techniken verziertem Leinwandzeug anwachsen, daß wir heute noch darüber staunen, ebenso wie wir die kunstvollen

Frauenhände bewundern, die dies zustande brachten. Es mag darum die Besitzer eines solchen Hausrates, den der Fleiß von Generationen geschaffen hat, schmerzlich berühren, wenn in Fällen, wo sie sich von ihm trennen müssen, ihnen heute so wenig dafür geboten wird.

Wenn aus dem Gesagten auch hervorgeht, daß die Schweiz als Staat nicht vermochte, eine einheitliche bodenständige ländliche Kunst von größerer Bedeutung zu schaffen, so wird sie



Bemalte Truhe aus Bernegg, 1777.

doch dafür mehr als entschädigt durch die Vielgestaltigkeit der Formen, in der sich die vorhandene äußert; sie gewinnt dadurch eine besondere Bedeutung, weil sich die künstlerischen Eigenarten verschiedener Nationen gegenseitig durchdringen

und in vielen Fällen dadurch auch gegenseitig fördern. Das beste Beispiel dafür bieten die bekannten Majoliken von Winterthur, die ihresgleichen in andern Ländern nicht finden.

„Mini Muetter ist e Schwyzeri!“^{*)}

(Auch eine Heldin des Alltags.)

Gestern stand ich am Weg, und eine Batterie von der Grenzbesatzung fuhr vorbei. Auf dem Caïsson des hintersten Geschützes saßen drei Kanoniere, zwei Große und ein Kleiner, und die sangen, obwohl sie aus Basel waren, das bekannte Appenzellerlied mit der Strophe: „Mini Muetter ist e Schwyzeri“. An jeden Vers hängten sie einen frischen Jodler. Und als das Lied zu Ende war, summten sie noch zwischen den

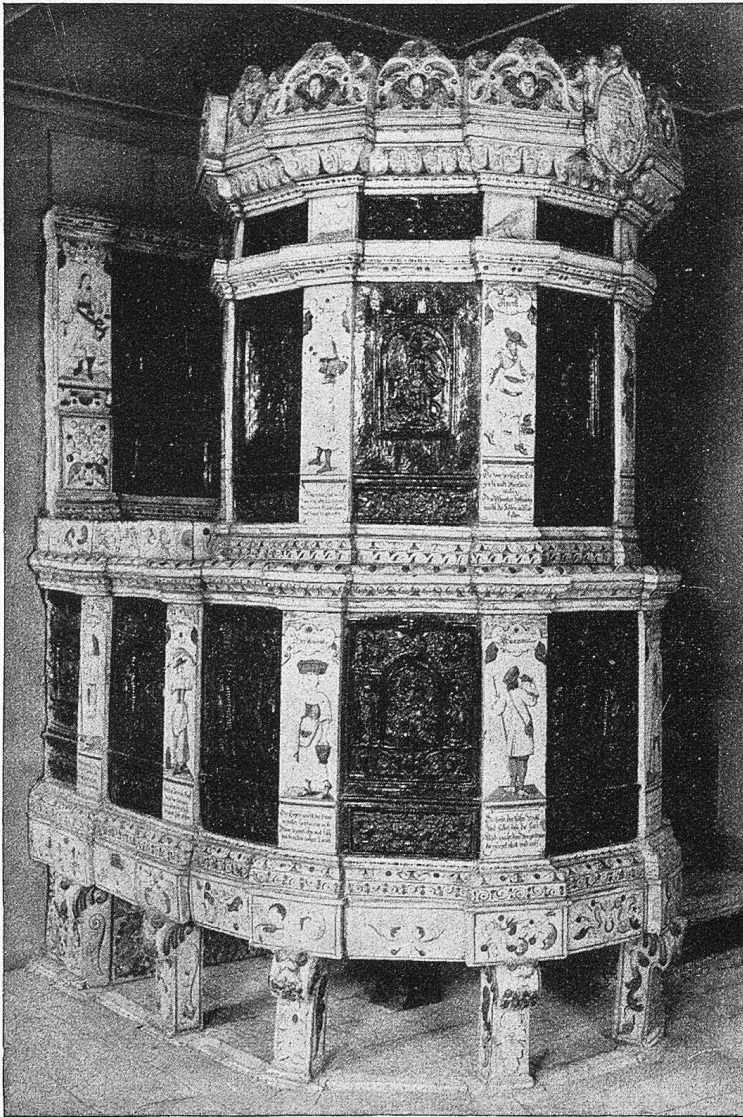
Zähnen den Bernermarsch: „Tränträm, Tränträm — alli Manne standet i!...“ Dann donnerte das Kanonengerassel in der Ferne.

Ich zerbrach mir den Kopf über die Frage, wer wohl der Kleine gewesen sei. So bekannt war er mir vorgekommen. Auf einmal dämmerte mir's auf: „Halt — war das nicht der Jüngste von der stämmigen Bernerin, aus dem Basler Außenquartier, die kürzlich mit feuchten

Augen vor dir stand und die stückweise ihre Not hergestammelt hat? Etwas Imponierendes hat sie an sich gehabt, wie sie so aufrecht stand und würgte gegen den aufquellenden Schmerz. Wie ein Stück vom alten Bern kam sie mir vor, wie ein Sproß vom Geschlecht der Frauen im Grauholz, die an der Seite ihrer Männer unterlegen sind, aber vorher tüchtig dreingeschlagen haben.

Was hat sie doch damals hergestottert in ihrer Not? „Der Kari, der uns am meisten geholfen, ist versetzt,“ hat sie gesagt. „Was haben wir nun von ihm? Der Kleine ist von der Grenze zurück, ein Geschütz ist ihm im Manöver über den Fuß gefahren. Und der Balz, auf den wir alles gewendet, kann so nicht mehr weiter auf der hohen Schule; sein Stipendi reicht nicht aus und zum Zulegen haben wir nichts; denn der Vater hat seit dem Krieg gekürzten Lohn. Hundert Franken — das könnt' ihn für einmal wieder über Wasser halten. Doch, wer um Gottes willen gibt einem armen Teufel mir nichts dir nichts hundert Franken?“

Die Frau tat mir leid, und weil sie mir leid tat, lieb ich ihr hundert Fran-



Ofen aus Effretikon.

^{*)} Aus dem von uns empfohlenen Buch: „Sonne und Wolken überm Jugendland“. Von J. G. Birnstiel. Verlag: Helbing & Lichtenhahn, Basel.